

Die Neue Welt

Nr. 36

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1899

Jakob.

Roman von Alexander L. Kielland. Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Leo Bloch.

(Schluß.)

Man machte über Herrn Bankdirektor Großhändler T. Wall keine Wige mehr. Es wurde schon als geschmacklos angesehen, wenn jetzt jemand mit „Frau Skudsen's Kaffe“ hätte anrücken wollen. Das mußte ganz anders großartig zugegangen sein, wenn man sich einen solchen in so wenig Jahren zusammengefügten Reichtum erklären wollte; das war ein Anlaß, den selbstmade man und Gottes Segen zu bewundern.

So wie er jetzt gestellt war, vermochte er in seiner kleinen Gesellschaft all den Schaden anzurichten, der einem rücksichtslosen und heißhungrigen Kapital folgt, das Bank und Kredit beherrscht. Seine Augen waren überall, — wo ein Schilling zu verdienen war, streckte er sofort die Klauen aus und vertrieb die Kleinen von der Beute. War ein kleines Geschäft in Flor gekommen, so unterband er seinen Kredit, verleumdete den Inhaber bei den auswärtigen Verbindungen, zog die Verbindung selbst an sich und verdrängte die früheren. Überall war er zur Stelle, weit über sein eigentliches Geschäft hinaus, im Schiffshandel, in allen möglichen Spekulationen, — er verschmähte auch nicht zwei Kronen, wenn er sie einem Anderen abnehmen konnte.

Darum wurde er wie ein Moloch verehrt — sogar noch mehr als der Bankpräsident; denn ganz so grimmig war dieser nie gewesen. Alle Kaufleute weigten sich vor ihm und versteckten sich mit ihren kleinen Knochen in einen Winkel; sie wagten kaum zu annoncieren, damit der große Mann nicht ahnte, daß sie einigen Umsatz hätten, und ihnen das Essen vom Munde wegnähme.

Und darum wurde er auch zu allem Möglichen gewählt, in die Stadtverwaltung und in alle möglichen Gesellschaften und Unternehmungen; ohne seinen Namen war das beste Geschäft sicher, zu scheitern. Hatte jemand ihn beleidigt, so konnte er eben so gut mit seinen Büchern sofort zum Stadtvogt gehen.

Als er so in wenigen Jahren Alles an Verschwendung und Vorteilen aus der Stadt gezogen hatte, was sich nur herauspumpen ließ, fand er, daß er jetzt, da er über dreißig Jahre alt war, auch Deputatirer werden wollte.

Es war Brauch in der Stadt, wenn Einer reich geworden, machte er gern eine Spritztour in's Parlament.

Zur Rechten sagte er nichts, aber sein Freund, der Geistliche, zwinkerte nur mit den Augen, wenn er ihn empfahl. Zur Linken sagte er, er wäre selbstständig, — ein selbstmade man, entstammend aus der Wurzel des Volkes, und Ähnliches, was man vortrefflich fand. Außerdem war er ein Mann, ohne gefährliche Bildung, dazu ein reicher Mann, der in die Kirche ging.

Nur der „Arbeiterring“ wollte nicht auf seine Wahl eingehen. Sie hatten Simon Barhoug zum Obmann, und der warnte vor Törres Wall. Aber da ging Törres eines Tages zum Speicher hinterher und sagte so, daß es Mehrere hörten: „Du Simon, Du Sozialist!“

Ganz erschrocken fing Simon zu protestieren an. Aber es kam in der Stadt herum; es stand sogar in einer Zeitung, daß sich eine starke sozialistische Strömung im Arbeiterring geltend machte. Und als Simon Barhoug ganz empört zu der angelegten Versammlung kam, um sich und seine Kameraden von diesen fürchterlichen Anschuldigungen zu reinigen, mußte ihm sein lieber Freund und Mitschrift Halvor Nöbbevaag mitteilen, daß jeder Einzelne sich aus dem „Arbeiterring“ abgemeldet hatte und der ganze Saal leer stand, so daß — wie dieselbe Zeitung bemerkte — am nächsten Morgen nichts Anderes von diesem prachtvollen Ring über war, als die beiden Ecksteine: Simon Barhoug und Halvor Nöbbevaag.

So wurde Törres mit großer Majorität gewählt.

Anfänglich bereute er es und fühlte sich sehr übel in der Kammer. Er glaubte lange, daß sie ihn zum Narren hielten.

Ein Gefühl gleich dem, das er in seiner Jugend vor der Klust in der Gesellschaft gefühlt hatte, beunruhigte ihn zwischen diesen ernsten Männern, welche über Anträge der Protokollkommission aufbrausten und noch über vieles, vieles Andere, was er nicht verstand.

Aber nachdem er sich über diese Kerle mit den großen Worten und muthigen Mienen erkundigt hatte, erfuhr er ja, daß sie arm wären, — der Eine ärmer als der Andere — ha! — arm wie die Kirchenmäule — Alle! Hahaha! Was kümmerte ihn ihr rollendes rr und ihr steifer Nacken? Ein paar reiche Leute gab es da, denen schloß er sich an, kam mit mehreren in der Stadt im Verkehr und stieg hoch auf im Gesellschaftsleben, ohne zu fallen.

Im Saale und bei den Kommissionsverhandlungen langweilte er sich ungeheuer. Aber draußen in den Gängen, auf den Treppen, von den gemauerten Kellern tief unten bis ganz hinauf zu den Gallerien — da liebte er zu wandeln. Am meisten nachmittags, wenn Alles erleuchtet und das ganze Gebäude geheizt war — da lautlos auf weichen Teppichen von Gang zu Gang wandern, gegrüßt von den Boten und Thürhütern, in ein Zimmer hinein und ein bißchen auf einem weichen Armstuhl zu sitzen, sich in der Restauration zu erfrischen, sich drinnen eine kleine Weile auf einem Platz zu zeigen und dann neue Wege zu wandeln — und all' das mit dem Bewußtsein, Geld dafür zu bekommen — das wurde für Törres Wall ein großes Vergnügen.

Und diese Banern, welche er traf, aber in seiner Eigenschaft als städtischer Großhändler in einiger Entfernung von sich hielt, — wie gut konnte er verstehen, er, der das enge Leben bei ihnen zu Hause kannte, daß sie eher bereit sein mußten, ihre Seelen und den letzten Rest ihres Ehrgefühls zu verkaufen, als auf dieses mollige Leben in diesem weitläufigen Palast für die Schwindelwichtigkeit zu verzichten.

Besonderen Ruhm aber erhielt seine Stammerfahrt, nachdem er seine Rede gehalten hatte.

Die Idee hatte er vom Prediger Opstad und er wartete nur auf einen Gegenstand, wo sie passen könnte. Eines Vormittags, als Saal und Gallerie voll besetzt waren, erhob er sich in einer Debatte über eine Frage des Schulwesens und sagte, daß er, was ihn beträfe, ausschließlich auf dem Boden des Kinderglaubens stände. Es wäre ihm nicht unbekannt, daß man heutzutage so etwas nicht sagen dürfe, wenn man für einen gebildeten Mann, einen vorgeschrittenen Mann gelten wollte, aber er wollte es jetzt trotzdem sagen, klar und geradeaus nach seiner Art, wie er entsprossen sei aus der Wurzel des Volkes; — ja, es war ihm sogar lieb, das in diesem Saal bekennen zu dürfen, daß er nicht weiter gekommen wäre — so wahr, wie er da stand — er war nicht weiter gekommen, als bis zu dem demüthigen Grunde des Kinderglaubens, und er wollte Gott darum bitten, daß er nie weiter kommen möchte.

Seine Rede erregte Aufmerksamkeit, denn er sprach mit großer Frische, und man wunderte sich darüber, daß dieser junge Mann, der so schnell ein Vermögen gemacht hatte, gleichzeitig so stark von der Religion eingenommen sein konnte. Und obgleich er später nie mehr sprach, wurde er doch darauf zu den besten Kräften auf der Seite von Thron und Altar gerechnet.

Daheim in seiner Stadt zwinkerten die Männer der Rechten Pastor Opstad zu und drückten ihm warm die Hand.

Die Linke stand, wie gewöhnlich, mit langen Nasen und fluchte — wie gewöhnlich —: „Auch er!“ Aber Simon Barhoug flüsterte seinem Freunde und Mitschriften Halvor Nöbbevaag zu: „Was habe ich gesagt? Der Mensch hat den Teufel!“

Aber das größte Aufsehen erregte es doch, als die Zeitung der Hauptstadt in einer Art, daß man die offizielle und zuverlässige Quelle merkte, die Nachricht brachte, Herr Abgeordneter, Großhändler und Bankdirektor T. Wall würde bei nächster Gelegenheit zum Ritter des Olafsordens ernannt werden — diese Nachricht machte einen allseitig überwältigenden Eindruck.

Selbst Die, welche über dieseinkerlichen am

lofesten zu spotten pflegten, wurden nachdenklich; die Weiber sahen ihre Männer von der Seite an und dachten: „So etwas bekommst Du nie.“ Ja, sogar die kleinen Leute und die Ohnmächtigen in der Gesellschaft, sie setzten sich — allein oder mehrere zusammen, Mann und Frau an den Betten der Kinder — sie setzten sich hin und staunten das an: daß ein Mann, von dem Alle wußten, daß er in seinem ganzen Leben nichts gethan, als Schlimmes für andere Leute, daß der für eine Auszeichnung herausgefunden wurde.

Daß dieser abgelegene Haufen Geld — zusammengescharrt in lauter Schmutz und Unrecht — daß der schon bis Stockholm stinken konnte! — das packte sie, und sie fingen an nachzudenken. War es nicht im Grunde müßig für sie selbst und ein Unrecht gegen ihre Kinder, sie zu dieser Ehrlichkeit zu erziehen, die am längsten währen sollte? Denn es war ja garnicht wahr. Und hieß es nicht den Kindern eine Chance zum Weiterkommen im Leben abschneiden, wenn man sie zwang zu lesen und zu lernen und ihnen Achtung vor der Wissenschaft einflößte, während man ihnen verborgen hielt, daß der Weg von unten nach oben in der Gesellschaft geebnet war für die Habsucht, welche sich niemals schämte, für die Heuchelei, welche niemals blinzelte.

Aber vor dem großen Manne selbst senkten sich alle Stacheln, und die Stadt lag ganz glatt und platt auf dem Bauch vor ihm, als er zum Sommer aus der Kammer zurückkehrte. Alle Geschäftsleute, welche in dieser Zeit etwas zum Nagel gefunden hatten, verbargen sorgfältig ihre Knochen und erschienen wedelnd zu dem großen Festmahl, welches im Klub zu Ehren des heingekehrten Herrn Wall gegeben wurde.

Auch Damen sollten an diesem Feste Theil nehmen, und hier sollte Törres die schöne Frau Steiner wiedersehen, welche vor einigen Monaten in die Stadt gekommen war.

Während er sich anleidete und an alle seine Antwortreden denken sollte, schlich sich der Gedanke an sie unwillkürlich zwischen seine Worte und verwirrte ihn.

Er hatte gehört, sie wäre zur Stadt gekommen, um ihr Atelier zu räumen, daß alle diese Jahre auf ihre Rechnung leer gestanden hatte, Alles zu verkaufen und wieder abzureisen. Und das hielt er für verständlich, da er aus der Hauptstadt wußte, daß ihr Mann ruiniert wäre und sie wahrscheinlich nicht länger erhalten könnte.

Er fühlte, daß, wie sehr er sich auch bewaffnen wollte, Alles von der Art und Weise abhing, wie sie ihn aufnehmen würde. Noch in diesem Augenblick, nachdem er Alles und Alle vor sich hergewälzt hatte, erkannte er, daß dieses Weib seine letzte Probe war.

Sie hatte ihn zum Narren gehalten, ihn lachend bis hart zum Rande des Abgrunds geführt. Ob sie noch die Macht besaß? — oder war hier eine Möglichkeit zur Rache?

Vor Tisch war ein solches Gedränge um den großen Mann, daß Törres nur einen Schimmer von ihr in einer Damengruppe zu sehen bekam. Aber er erkannte im gleichen Augenblick den warmen Stoß nach seinem Herzen, als ob sein Athem stocken wollte vor diesem Weibe, das ihn so früh überwältigt hatte, und dessen Macht noch die gleiche zu sein schien.

Dann begannen die Reden, man bespeiste den großen Mann mit den fettesten Worten, auf die man kommen konnte. Zuerst sprach Bankpräsident Christensen auf die jungen Kräfte, welche sie allmählig ablösen sollten und die Arbeit weiter führen usw.

Darauf brachte Rechtsanwält Dreyer einen Gruß von den Kleinen in der Gesellschaft, für welche Herr Wall ein Vater und Wohlthäter wäre.

Dann kam ein Deputirter vom Lande und sprach auf den seltsamen Mann, aus der Wurzel des Volkes usw. Am besten aber sprach Prediger Dystad.

Er wollte nicht, daß man zu stark den seltsamen Mann, wie es hieß, betonte. Von sich selbst aus vermochte der Mensch nichts, und Niemand wußte das

besser als sein Freund — T. Wall. In beständiger Erkenntniß dessen, daß der Segen von oben käme und ganz ohne unser Verdienst, hätte dieser Mann sich aus kleinen Verhältnissen heraufgearbeitet, und darum hätte Gott seine Heerde fett gemacht und ihm viel von irdischem Gute gegeben. Und wie empfangen, würde er es auch verwalten — dessen war der Geistliche gewiß.

Törres hatte auf all dies mit vieler Würde geantwortet; er hatte so gute Vorstudien beim Bankpräsidenten gemacht und sich später in der Kammer ausgebildet, daß er die leersten Worte und die glattesten Schmeicheleien heraus sagen konnte, wie ein ernster Mann, der von Herzen spricht.

Frau Steiner saß weit unten am Tische neben einem ihrer alten Kavaliere; sie konnte den Ehrengast sehen, immer, wenn er sich zum Sprechen erhob; sie hörte, was er sagte, und was die Anderen zu ihm sagten. Und das war jener Ladenjunge, den sie einst zu ihrer Verfügung gehabt und zum Narren gemacht hatte!

Seit dieser Zeit hatte sie selbst viele Enttäuschungen erlebt. Die Hauptstadt hatte sich bereits verändert, als sie wieder dahin kam. Es war gerade so weit, daß die Leute sich ein bißchen an einen Skandal oder eine Scheidung erinnerten, aber sonst beschäftigten sie ganz neue und viel schlimmere Geschichten. Sie fühlte, man betrachtete sie mit einem gewissen Interesse, aber doch als Eine, welche ihre Mission schon erfüllt hätte. Und da auch ihr Mann, der sich nicht im mindesten gebessert hatte, nicht weiter das bisherige Verhältniß fortsetzen konnte, indem — wie er sich schamlos genug ausdrückte — sein Geschäft nicht eine Geschiedene und eine illegitime zugleich aushalten konnte, war sie in die kleine Stadt zurückgekehrt, halb in Verzweiflung und ganz rathlos für die Zukunft.

Schön war sie noch und gekleidet wie keine Andere hier im Saal. Und während das große Fest weiter ging und alle Anbetung an den Ginen verschwendet wurde, begannen Frau Steiner's Augen Glanz anzunehmen, und sie fragte sich, ob hier nicht noch möglicherweise zu finden wäre, was sie brauchte: sorgloser Reichthum und ein Mann.

Sie hatte noch eine gewisse Angst vor seiner Plumpheit behalten, aber alle Welt lag ihm ja zu Füßen, er konnte sich nicht geändert haben.

Schlimmer war, ob er gemerkt hätte — und er hatte es ganz gewiß hinterher gemerkt — wie viel Schuld sie an jenem Abend hatte; ob er ihr vergeben hätte? Ob sie ihn zum Vergessen bringen könnte? Beide waren unsicher, als sie einander begegneten, nachdem er lange um sie gekreuzt hatte. Und wie nach Uebereinkunft nahm sie sofort seinen Arm, und sie gingen in eines der Nebenzimmer, wo Niemand war.

Sein Herz schlug wie in seiner Jugend, als sie sich setzten; sie lachten Beide etwas und konnten keinen rechten Anfang finden.

„Sie haben sich wahrhaftig sehr verändert, Herr Wall.“

„Das haben Sie aber garnicht, nicht im Geringsten,“ sagte er und sah ihr in's Gesicht und hinunter über ihre weißen Schultern mit diesem gierigen Blick, den sie wieder erkannte und vor dem sie sich unwillkürlich zurückzog.

„Wir trafen uns nie in Christiania,“ sagte sie. „Ich fragte nach Ihnen in den feinsten Kreisen, aber keine Menschenseele kannte Sie.“

Er war doch derselbe; sie wechselte das Thema. „Wie ging es Ihnen in der Kammer?“

„Ausgezeichnet,“ antwortete Törres.

Sie kannte auch diesen Sanguinismus.

„Aber — aber ist es nicht etwas schwierig — so hineinzukommen?“

„Ach, ich genirte mich nicht, ich war ja reicher als die Alle zusammen!“ sagte er und lachte sie mit seinen starken Zähnen an, so daß sie sich wieder etwas zurückzog.

Indessen war er jetzt in's Geleise gekommen und erzählte ihr, wie einem vertrauten Freunde, all

das, was er in den letzten Jahren ausgerichtet hatte. So viel sah er sofort, daß nicht weiter die Rede davon war, ihn zum Narren zu machen; es galt vorläufig, die Vergangenheit vergessen sein zu lassen und sie warm zu nehmen, schnell, während er in seinem Glanze und sie ohne Stütze war.

Und eine Nacht kam über ihn bei dem Gedanken, daß er dem allerunmöglichsten Traum seiner Jugend nahe war; dieses Weib, das für ihn das blendendste gewesen war und noch war, das so schwindelnd hoch gestanden, hatte er jetzt die Möglichkeit, in seine Gewalt zu bekommen. Er würde diesen weißen Nacken küssen — und ihn beugen; die Liebe brannte in ihm zugleich mit etwas von Rache, so wie er die Weiber lieben mußte.

Sie hatte ihre Berechnungen vergessen und fühlte sich entwaffnet. Die Stärke, welche sie schon in gewissem Maße an dem Bauernburschen bewundert hatte, überwältigte sie. Sie wurde immer bleicher, während er noch sprach. Zuerst hatte sie überlegt, ob sie ihn nehmen sollte, aber jetzt fühlte sie, daß zum Schlusse er sie nahm.

Mehrmals hatten besorgte Herren vom Festcomité nach dem Ehrengaste gespäht und sich diskret zurückgezogen.

Törres ergriff ihre Hand und sagte: „Jetzt habe ich Alles, außer dem Höchsten. Gestatten Sie mir, Sie in die Räume hineinzuführen, aus denen Sie mich einst vertrieben, dann werden wir quitt sein — und doppelt glücklich.“

Ein Schauer durchfuhr sie, aber gleichzeitig näherte sich vorsichtig Bankpräsident Christensen.

„Es ist wohl schwierig, sich zu einigen?“ fragte er sein.

„Nein, wir sind jetzt einig,“ rief Törres Wall strahlend. „Nicht wahr, Frau Steiner?“ Sie erhob sich, sie standen Hand in Hand vor dem lächelnden Bankpräsidenten. Sie wandte ihren Kopf zu Törres Wall's starker Schulter und flüsterte: „Ja, wir wollen einig sein.“ — —

Als er spät in der Nacht von seinem Fest, das sich zu einem stürmischen Verlobungsgelage entwickelt hatte, nach Hause ging, machte Törres einen Umweg, um seine Verlobte nach ihrem Hause zu begleiten.

In der warmen hellen Sommernacht strich der Duft von den Feldern und den Heidekrautbüscheln in die Stadt hinüber. Törres blieb an einer Ecke stehen und sog die Luft in langen Zügen ein. Und mit der bekannten Landluft stiegen Kindheit und Jugend wieder in seinen Sinnen auf — Zeiten, an die er sonst in diesen geschäftigen Jahren nicht gedacht hatte. Auch seiner Familie hatte er nicht viel gedacht; kam Einer von ihnen zur Stadt, so war seine erste Sorge, ihn wieder los zu werden.

Aber in der Nacht legten sich auch die Erinnerungen über seine Stimmung, die so weich und glückselig war, wie nie vorher; und er glaubte, daß er wahrgesprochen, Gott hatte seinen Segen zur Arbeit gegeben. War es nicht mit ihm in Allem so gegangen wie mit Jakob? — und bekam er nicht jetzt — am Ende der sieben Jahre — seine Nahel — die herrlichste Nahel, welche je ein Mann gewonnen?

Vor seinem Hause blieb er stehen und betrachtete die großen goldenen Buchstaben in seinem seltsamen Namen; aber oben in den Zimmern und im Schlafzimmer gingen seine Gedanken weiter vorwärts — zu der schönen Frau in seinen Salons, den bewundernden Gästen, und seiner Macht über Alle.

Und als er sich entkleidet hatte und zu Bett ging, dachte er an die Kinder, und er fing an zu studiren, wie er wohl seinen erstgeborenen Sohn nennen sollte.

Plötzlich — wie durch eine Offenbarung stand der Name vor ihm, und er nannte ihn halblaut im Dunkeln, wie aus Dankbarkeit.

„Jakob“ war der Name! „Jakob“ war der Name, den sein Sohn führen sollte, und er selbst würde ihn lehren, ihn zu führen. —

Die geologische Thätigkeit der Pflanzen und Thiere.

Von Curt Grottenwih.

(Schluß.)

Eine Gattung der Gitterthierchen, die sogenannten Rummuliten, die in der Frühzeit der tertiären Epoche lebten, hat das Stammeswerthe von gesteinsbildender Thätigkeit geleistet. Obwohl sie nur während einer verhältnißmäßig kurzen Zeitspanne Erdbürger waren, nur einen kleinen Theil einer einzigen Epoche ihren Lebensfaden spinnen konnten, so haben sie doch während dieser Zeit sich die gewaltigsten Denkmäler gesetzt, die jemals Wesen zu erbauen im Stande waren. Sie bildeten eine ununterbrochene, bisweilen mächtig anschwellende Gesteinschicht, die sich von Marokko und Spanien durch Nordafrika und die europäischen Gebirge, Alpen, Apenninen, Karpathen, ferner durch die Balkanhalbinsel über Kleinasien, Persien, Indien, China bis nach den hinterasiatischen Inseln dahinzieht. Sie besaßen also einen ganz ungeheuren Verbreitungsbezirk, und ihre Zahl muß eine so unermessliche gewesen sein, daß menschliche Auffassung sich davon keinen Begriff machen kann. Wie ungeheuer viele Millionen dieser Thiergerüste mögen auf einen einzigen Kubikmeter Kalkstein gehen; und nun denke man sich die ungezählten Millionen von derartigen Kalksteinwürfeln, aus denen der Rummulitenkalk nur der Alpen besteht.

Wenn andere kaltverwendende Wesen auch nicht diese gigantische Bauhätigkeit entwickelten, so ist ihre Spur doch allenthalben auf der Erde nachweisbar. Denn es handelt sich hier nicht um kleine und lokale Betheiligung der Organismen am Bau der Erdoberfläche, ihre Bedeutung dabei ist im Gegentheil oberflächlich, ihre Bedeutung dabei ist im Gegentheil oberflächlich, ihre Bedeutung dabei ist im Gegentheil oberflächlich. Die eine ganz gewaltige und äußerst vielseitige. Die Thätigkeit vieler Wesen aber bekommt noch eine ganz besondere Wichtigkeit dadurch, daß sie selbst als wirkliche Baumeister Gebilde aufführen, welche das Niveau der Erdoberfläche unmittelbar verändern. Denn die Thiere und Pflanzen, deren kalkige Leberreste den Meeresboden bedecken oder bedeckt haben, sind zunächst nur dafür thätig, die Tiefen auszufüllen. Es giebt nun aber Thiere — es sind die bekannten Korallen — welche sich des „Hochbaues“ befleißigen. Unter Korallen ist keineswegs eine einzelne Thierart zu verstehen, der Name umfaßt vielmehr eine ganze Gruppe von Wesen, die, in der Hauptsache aus einer das Meerwasser aufnehmenden Magenröhre bestehend, zu Kolonien, sogenannten Stöcken vereinigt oder vielmehr zusammengewachsen sind. Die Koralle sitzt mit ihrer unteren Seite auf dem Meeresboden fest. Sie vermehrt sich besonders durch Knospung, wobei die jungen Thiere an den Seiten des alten, ähnlich wie pflanzliche Triebe hervorwachsen. Die Jungen bleiben dabei mit dem Mutterthiere immer verbunden und indem sie sich nun ihrerseits auf dieselbe Weise vermehren, kommen jene seltsam verzweigten Stöcke zu Stande, aus denen die Korallen bestehen. Jedes dieser Wesen besitzt ein kalkiges Skelett, die Hunderte von Individuen aber, die einen Stock zusammensetzen, bilden ein zusammenhängendes Kalkgerüst, aus dessen Zweigspitzen die Einzelthiere hervorgucken. Nun lagern aber bei den riffbauenden Korallen viele Stöcke nebeneinander, und die abgestorbenen Kolonien, die ganz und gar verfallen, werden als Unterlagen benutzt, auf denen neue Korallenstaaten ihr Heim gründen. So wachsen denn die Korallenriffe vom Meeresboden aus allmählig in die Höhe. Allerdings lieben die Thiere verhältnißmäßig seichte Meere, tiefer als sechzig Meter darf der Grund nicht sein, auf dem sie sich ansiedeln. Außerdem sind die Korallen, wenigstens die der jetzigen Erdperiode, Bewohner heißer Gegenden. Sie gedeihen nur in einem Wasser, dessen Temperatur nie unter 20 Grad Celsius sinkt. Sie sind demnach auf die tropischen und subtropischen Meere beschränkt. Aber da gerade in diesen Zonen das Meer ungeheurer Dimensionen einnimmt und der ganze Stille Ozean in diese Region fällt, so ist die Verbreitung der riffbauenden Korallen eine ganz gewaltige. Obwohl die Korallen nur eine mäßige Meertiefe lieben, so sind sie keineswegs nur

an den Klüften vorhanden. Denn abgesehen davon, daß es auch mitten im Meere seichte Stellen giebt, so entwickeln die Thiere auch überall an hervorragenden unterseeischen Felsen oder auch an Inseln ihre Bauhätigkeit. Es kommt aber vor Allem dazu, daß die Korallen vielfach ihre Arbeit schon in früheren Erdperioden begonnen haben, als das Meer ein ganz anderes Niveau hatte. In demselben Maße, wie das Wasser im Laufe der Zeit stieg, wuchs auch der Korallenbau mehr und mehr in die Höhe, sodas die Korallenriffe heute ganz bedeutend weiter als 60 Meter, mitunter 1000 Meter in die Tiefe reichen. Natürlich stammt dann nur der obere Theil aus der Jetztzeit, und von diesem oberen Theile ist wieder nur der oberste von lebenden Thieren bewohnt. Diese aber bauen ununterbrochen weiter, bis sie die Oberfläche des Wassers erreichen. Hierdurch ist dann eine Koralleninsel entstanden, die durch das Gespül des Meeres und durch Pflanzenwuchs bisweilen um einige Meter über die Oberfläche erhoben wird. Es giebt freilich auch Koralleninseln, die durch allmähliche oder plötzliche vulkanische Erhebung des Meeresbodens weit über den Wasserspiegel emporgerückt werden. Dabei ist die Ausdehnung mancher Korallenbauten außerordentlich groß, einige dieser Riffe sind 150 Kilometer breit und fast 2000 Kilometer lang. Im Stillen Ozean allein werden 300 Koralleninseln gezählt, ganz abgesehen von den vielen Rissen und sonstigen Bauten, die auf die Thätigkeit von Korallen zurückzuführen sind. Auch im Atlantischen Ozean haben diese Thiere eine rege Wirksamkeit entfaltet. So ist die Halbinsel Florida zum großen Theil von Korallen gebaut. Außerordentlich reich an Bauwerken dieser Thiere aber ist die südasiatische Küste. Hier liegen auch die größten Koralleninseln, die es überhaupt giebt, die Lakadiven und die Malediven. So kann man denn sagen, daß die Korallen den Meeresboden der tropischen Ozeane in ganz wesentlichem Grade verändern, daß sie ihm eine Menge steiler Erhebungen geben, von denen nur ein geringer Theil als Insel sichtbar wird, und daß sie weiterhin auch das Festland erweitern oder die Küste mit einem festen Walle umgeben, der sie vor der Zerstörung durch die Wogen schützt. Auch in der Vorzeit haben diese Thiere ihre Riffe gebaut, die heute als feste Kalksteingebirge an den verschiedensten Punkten der Erde zu Tage treten und sich äußerlich kaum von den Erdschichten unterscheiden, welche der kaltverwendenden Thätigkeit anderer organischer Wesen zuzuschreiben sind.

Bei der gesteinsbildenden Arbeit der Thiere und Pflanzen spielt also der Kalk eine Hauptrolle. Indes ist er nicht das einzige Material, das jene bei ihrer geologischen Bauhätigkeit verwandt haben. Neben dem Kalk ist es der Kohlenstoff, der in derselben Weise als Ueberrest organischer Wesen, speziell der Pflanzen, große und mächtige Lager der Erdoberfläche zusammensetzt. Es ist die bekannte Erscheinung, daß die Wälder der Vorzeit unter besonders günstigen Verhältnissen sich erhielten und im Laufe der Zeit als Kohle mehr oder minder große und dicke Lager im Erdboden bildeten. In früheren Erdperioden, als das Klima noch bedeutend wärmer und feuchter war, mehr Kohlen säure die Luft erfüllte, entwickelte sich die Baumwelt zu üppigster Blüthe. Die Bäume, zum Theil aus riesigen Farren, Cycadeen, Nadelhölzern und Palmen bestehend, wucherten aus feuchtem Boden schnell empor. Sank einer dieser Riesen aus Altersschwäche oder, von anderen seinesgleichen bedrängt, dahin, so wuchsen über ihn, ehe er verweste konnte, neue Pflanzen empor. Ueberfluthungen bedeckten ihn mit einer dünnen Erdschicht, jedenfalls wurde der zerstörende Einfluß der Luft ihm ferngehalten, und das ist das Wesentliche bei der Umwandlung des Holzes in Kohle. Der Baum machte einen Vermoderungsprozeß durch, bei welchem sich sein Hauptbestandtheil, der Kohlenstoff erhielt, während die übrigen Bestandtheile durch das Wasser nach und nach hinweggeführt wurden. Aber diese Veränderung geht nur außerordentlich langsam vor sich. Daher kommt es auch, daß die Braunkohlen, die aus der Tertiärzeit stammen, nie so weit in der Verkohlung vorgeschritten sind, wie die Steinkohlen, die aus der vorhergehenden Epoche stammen, und daß auch die Braunkohlen wie die

Steinkohlen immer reicher an Kohlenstoff werden, einem je älteren Abschnitt ihrer Epoche sie angehören. Beim Anthrazit, der noch in der Periode vor der Steinkohlenzeit entstand, sind alle anderen Bestandtheile so weit entwickelt, daß er sogar bis 94 Prozent Kohlenstoff enthält, während die jüngste Braunkohle davon 67 Prozent aufweist. Am weitesten vorgeschritten in der Verkohlung aber ist der Graphit, der aus der archaischen Periode stammt, der Zeit, in welcher die Erdkruste eben erst festgeworden war und das Wasser und die Pflanzenwelt ihre geologische Thätigkeit begannen. Der Graphit, der sich nur in einzelnen Nestern an verschiedenen Punkten der Erde findet, besteht vollständig aus Kohlenstoff, in ihm ist der Verkohlungsprozeß beendet, der so unermessliche Jahrmillionen in Anspruch nimmt. Uebrigens waren die Pflanzen, die dem Graphit seinen Ursprung gaben, Algen, doch ist die Pflanzenart für den Werth und die Vermoderungsstufe, auf der die Kohle steht, von keinem Belang. Nur die Zeit verwandelt allmählig eine Pflanze in Braunkohle, Steinkohle, Anthrazit und schließlich in Graphit. Allerdings können besondere Ereignisse, hauptsächlich die Verührung mit vulkanischen Massen, eine schnellere Entwicklung des Verkohlungsprozesses hervorrufen. So ist beim Zusammenstoß mit dem aus der Tiefe hervorquellenden gluthflüssigen Basalt die Braunkohle des Meißners in der Nähe von Kassel in Anthrazit umgewandelt worden. Der erste Prozeß der Verkohlung kann aber noch heutzutage beobachtet werden. Denn die Bildung des Torfes ist der erste Schritt auf dem langen Wege, der zur Umwandlung der Pflanzensubstanz in reinen Kohlenstoff führt. An feuchten, sumpfigen Stellen siedeln sich eine Menge Pflanzen, besonders Torfmoose an, die auf den abgestorbenen Theilen ihrer Gefährten immer weiter wuchern, dabei aber eine so feste, luftabschließende Decke über diesen bilden, daß nie eine Verwesung, sondern nur eine Vermoderung unter Konservierung des Kohlenstoffes eintreten kann. Ist die vermodernde Schicht bereits sehr dick, so wird sie fester, und nun können auch einzelne Sträucher und Bäume, besonders Erlen und Weiden, ihr Fortkommen hier finden. Werden diese Gehölze aber größer, so versinken sie häufig genug, durch ihr eigenes Gewicht herniedergerissen, in dem weichen Sumpf, und Torfmoose, Wollgräser und haideartige Pflanzen bedecken sie in kurzer Zeit so dicht, daß auch sie zu Torf umgewandelt werden können. Blätter, Zweige, Früchte der Pflanzen, die am Ufer oder in der Nähe des Sumpfes wachsen, werden häufig genug vom Winde in diesen gefegt und hier der allgemeinen Torfschicht einverleibt. Solche Torfmoore giebt es zum Beispiel in der Mark Brandenburg ungeheuer viele, und manche von ihnen ziehen sich, mehrere Meter dick, viele Meilen weit dahin. Sie fehlen aber wohl überhaupt keinem Lande, sie treten überall auf als Zeugniß der kohlenbildenden Thätigkeit der Pflanzen, die allerdings früher ungleich viel stärker gewesen sein muß.

Der Uebergang von Torf zur Braunkohle ist auch heutigen Tages zu beobachten. Wo ein Torflager in der Nähe der See vom Flugsande bedeckt und unter diesen Dünenhügeln zusammengepreßt wird, da ist der Torf bereits in eine Art Braunkohle übergegangen. Die Braunkohle, die wir in der tertiären Epoche so häufig finden, wurde von mächtigen Bäumen eines Klimas gebildet, das besonders im Anfang bedeutend wärmer war als das jetzt in Mitteleuropa herrschende. Denn außer Wallnüssen, Eichen, Cypressen und Feigen waren auch Palmen an der Bildung der Braunkohle betheiligt. Wie noch heutzutage ganz Norddeutschland ein ergiebiger Boden für Pflanzenverkohlung ist, so war dies auch in tertiärer Zeit der Fall. Denn die Braunkohlenablagerung ist am großartigsten und ausgeheutesten im norddeutschen Tieflande vor sich gegangen. Dieses weite Gebiet, das im Wesentlichen ein tertiäres Gebilde ist, das aber während der Eiszeit mit nordischem Geröll oberflächlich bedeckt wurde, war in jener tertiären Periode fast vollständig überzogen von weiten, flachen Sümpfen, in deren warmem Boden und an deren Rändern eine subtropische Pflanzenwelt auf's Leppigste gedieh. So ist denn überall der Boden Norddeutschlands bis in die Leip-

ziger und Breslauer, sowie rheinischen Ausbuchtungen hinein mit Kohlenflözen von oft sehr weiter Ausdehnung und großer Mächtigkeit durchzogen.

Die Steinkohlen wurden in den beiden Perioden gebildet, welche der Tertiärepoche vorangehen, und sie sind um so gehaltvoller und auch um so reicher abgelagert, je älter sie sind. Denn in der Sekundärepoche, wo die heutigen Kontinente zumeist vom Meere bedeckt waren, hatten die Pflanzen keine große Gelegenheit, ihre kohlenbildende Thätigkeit zu verrichten. Die Steinkohlen der Bückeburger Gegend verdanken zum Beispiel jener Epoche ihre Entstehung. Am reichsten vollzog sich die Steinkohlenbildung in einem Abschnitt der Primärepoche, so reich, daß man jene Periode direkt Steinkohlenzeit genannt hat. Damals waren es nicht nur gewaltige Baumarten, welche das Material für die Steinkohle lieferten, sondern allerhand andere Kryptogamen, Schachtelhalme, Bärlappe, welche als mächtige Bäume in kohlenreicher Luft und auf feuchtwarmem Sumpfboden riesige Wälder bildeten. Die damalige Pflanzenwelt, die noch keine Blumen, keine Monokotyledonen und Dikotyledonen kannte, war verhältnismäßig arm an Arten, um so reicher war die Zahl der Individuen. So bildeten denn die Pflanzen der Steinkohlenperiode riesige Erdschichten, die an Größe den Kalkablagerungen der organischen Welt fast ebenbürtig sind. Die Steinkohlegebirge Deutschlands, Englands, überhaupt Europas sind bekannt, sie stehen aber in keinem Verhältnis zu den ausgedehnten Kohlenbistriten, welche in Nordamerika viele Staaten in undurchbrochenem Zusammenhang durchziehen. Es lassen sich dort sechs gewaltige Gebiete unterscheiden. Davon erstreckt sich das eine an der Westseite des Alleghanygebirges hin über Ohio, Kentucky, Tennessee, Alabama und nördlich über Pennsylvania. Es umfaßt ein Gebiet von 2400 Quadratmeilen und erreicht an mehreren Stellen eine Mächtigkeit von 40 Metern. Von den anderen fünf Revieren ist zwar nur eins ebenso groß, aber auch die anderen Steinkohlegebiete sind nicht eben klein zu nennen. Auch Asien ist reich an Steinkohle, besonders soll China noch unermeßliche, aber bisher noch unerschlossene Kohlenfelder besitzen. Uebrigens ist in den meisten dieser Distrikte die Steinkohle zum Theil in Anthrazit übergegangen. Jedenfalls läßt sich an der gewaltigen Verbreitung der Kohlen über die ganze Erde ermessen, welche außerordentlich wichtige Rolle die Pflanzen durch ihre kohlenbildende Thätigkeit bei der Zusammensetzung der Erdoberfläche spielen.

Wie die Pflanzen infolge von Vermoderung Erdschichten zusammensetzen, so führt auch die Vermoderung von Thieren zur Erzeugung besonderer, wenn auch viel unbedeutenderer Substanzen der Erdrinde. Denn das Petroleum ist das Zerlegungsprodukt aufgehäufter Thierleiber, die durch besondere Umstände vor Verwesung geschützt wurden. Das Erdöl findet sich an seichten Meeresbuchten, in denen sich eine reiche Thierwelt entwickelte. Durch Abschluß vom Meere wurde der Busen, da viel Wasser verdunstete, immer enger und die Thierwelt konzentrierte sich an einer immer kleiner und kleiner werdenden Stelle, bis das Wasser überhaupt zum Leben nicht mehr ausreichte. Hier gingen nun diese zusammengepreßten Thiere massenhaft zu Grunde, aber eine Verschüttung durch Erde bewahrte ihre Leiber vor Verwesung. Durch allmälige Zerlegung bildete sich aus ihnen das Erdöl, das sich an verschiedenen Stellen des Erdballs in unterirdischen natürlichen Bassins findet und aus Quellen zu Tage tritt. Solche Quellen sind vor allem im Elsaß, auf der Insel Zante in Griechenland, auf der Halbinsel Apcheron am Kaspijsee und in besonderer Ergiebigkeit in den Unionsstaaten Ohio, Pennsylvania und in West-Virginien. Eine ähnliche Entstehung, wie das Petroleum, hatte auch der Asphalt, der ebenso, wie jenes, zum großen Theil aus Kohlenstoff in Verbindung mit Wasserstoff besteht und darum ein Seitenstück zu den Kohlen bildet. Doch können sich diese thierischen Verkohlungsprodukte an Bedeutung und Verbreitung mit denen der Pflanzen nicht im geringsten messen.

Neben der Bildung von Kalkgebirgen und Kohlenflözen üben die Pflanzen auch durch Ablagerung von

Kieselgerde einen gesteinsbildenden Einfluß aus. Es sind nur Mikroorganismen, die diese Schichten von Kieselgerde erzeugen, Strahlenthierchen und Kieselalgen, aber schon das Beispiel der Nummuliten hat zur Genüge gezeigt, welche ungeheuerere erdumgestaltende Kraft gerade diese Kleinwesen entwickeln können. Gleich den Nummuliten umgeben sich auch die Kieselalgen und Strahlenthierchen mit einem festen Panzer, der hier aber nicht aus Kalk, sondern eben aus Kieselgerde besteht. Indem sich nun die Panzer der sterbenden Mikroorganismen im Meere übereinanderhäufen, entstehen ausgedehnte Lager von Kieselgerde. Noch heutzutage ist das Meer an vielen Stellen mit großen Schichten von Panzern der Strahlenthierchen bedeckt. Aber auch in der Vorzeit sind auf diese Weise größere Ablagerungen entstanden, die heute als Polirschiefer und Kieselgubir größere, in Nordamerika sogar Hunderte von Metern dicke Erdschichten bilden. Unter anderen ist auch der Boden, auf dem Berlin steht, aus den Kieselpanzern mikroskopischer Pflanzen zusammengesetzt.

In kleinerem Maßstabe sind Thiere und Pflanzen noch vielfach die Veranlassung zur Bildung der verschiedenartigsten Gesteine und Schichten der Erdoberfläche gewesen. So ist aus der Anhäufung von Knochen größerer Wirbelthiere eine besondere als „Knochenbreccie“ bezeichnete Erdbildung entstanden. Die Skelette mächtiger Reptilien und Fische haben an mehreren Stellen der sogenannten Triasformation (des Zeitabschnittes, der der Jurazeit vorausging) kleinere Schichten gebildet. Lager von Knochen, die von Elephanten, Flusspferd, Rhinoceros und anderen Thieren des Diluviums herrühren, fanden sich häufig in Höhlen und Spalten von Gebirgen, wo diese Thiere jedenfalls Unterschlupf suchten. Die seltsamste Art und Weise der Erdränderung findet sich aber ohne Zweifel bei einigen Seevögeln, welche auf den Inseln und Küsten des westlichen Südamerika ihre Exkremente absetzen. Bei dem guten Appetit, den diese Vögel entwickeln, und dem Reichthum an Fischen, die ihnen zur Nahrung dienen, absolviren sie ihre Thätigkeit mit so großem Erfolge, daß weite Küsten und Inseln mit Guano bedeckt werden und daß dieser bis zu zwölf Meter dicke Schichten bildet.

So technisch wichtig die Guanoerzeugung ist, so schädlich ist eine andere Erdbildung, welche durch den Einfluß von Pflanzen entsteht. Die norddeutschen Heiden werden meist von einer ausgedehnten, wenn auch wenig mächtigen rothen Erdschicht durchzogen, welche sich nur wenig unter der Bodenoberfläche dahinschiebt. Sie ist so stark eisenhaltig und so fest, daß keine Wurzel durch sie hindurchdringen kann und daß infolgedessen jeder Baumwuchs ausgeschlossen ist und nur armseliges Haidekraut hier gedeihen kann. Dieser sogenannte Raseneisenstein wird durch die chemische Einwirkung verwesender Pflanzen auf die Bodenunterlage erzeugt. Außer in Norddeutschland ist dieser für den Acker- und Forstbau sehr verhängnisvolle Raseneisenstein auch noch in Holland und in Polen sowie in Scandinavien ziemlich weit verbreitet. Ganz anders ist die Wirkung der Mangrove-Bäume, welche in tropischen Gegenden an sumpfigen Flußrändern und Meeresbuchten wachsen und vom Ufer aus immer weiter in den Morast eindringen. Durch ihre eigenartige dicke Verwurzelung bilden sie auf und in dem Wasser undurchdringliche Dickichte, in denen das Gespülte des Meeres sich verfängt. Auf diese Weise wird der sumpfige Boden nach und nach ausgefüllt und seines Sumpfscharakters beraubt und neues Land dem Meeresboden abgerungen. Auch verhindern die Mangrove-Bäume, daß der Schlamm, den Flüsse mit sich führen und an ihrer Mündung absetzen, von der Meeresströmung hinweggeführt wird. Sie benützen ihn vielmehr, um auch damit in der wirksamsten Weise das Küstenland zu erweitern und auf Kosten des Meeres zu vergrößern. Noch in manch anderer Weise wirken Pflanzen und Thiere, wenn auch in bescheidenerem Maße, auf die Bildung der Erdoberfläche ein. Es ist jedenfalls klar, daß die organischen Wesen eine höchst mannigfaltige geologische Thätigkeit entwickeln. Sie sind es, die viele vorhandene Gebilde der Erdoberfläche zerstören und die andererseits auch solche Gebilde in reichstem Maße schaffen. Wie die

organische Welt an Formen und Kraftbethätigung viel reicher und mannigfaltiger ist als die anorganische, so ist auch die geologische Thätigkeit der Pflanzen und Thiere weit abwechslungsreicher, buntfarbigter und interessanter als die Wirkung aller der anderen Kräfte, welche an der Umgestaltung des Erdbodens arbeiten. —



Die Sintfluthsagen.

Von A. Demmer.

Unter den großen Naturereignissen von vernichtender Wirkung, die im menschlichen Bewußtsein einen gewaltigen, unvergesslichen Eindruck hinterlassen, stehen Ueberschwemmungen von ungewöhnlichem Umfang durch Verbreitung und Häufigkeit ziemlich obenan. Es ist daher sehr begreiflich, daß sich in den ältesten Ueberschwemmungen zahlreicher Völker aus Zeiten, als das Leben sonst einförmig dahinfließ, der Gesichtskreis eng begrenzt, das Wissen gering war, die Erinnerung an besonders furchtbare und opferreiche Ueberschwemmungen findet, die dann leicht zu Ueberschwemmungen des ganzen Erdkreises mit Vernichtung alles Lebenden ausgestaltet werden. Meerwürdig aber ist, daß für eine dieser Ueberschwemmungen noch heute vielfach der Anspruch erhoben wird, buchstäblich für wahr gehalten zu werden. Sie ist enthalten in den Kapiteln des ersten Buches Moses, der Genesis, die erzählen, wie Gott beschließt, die Menschen wegen ihrer Verderbtheit vom Erdboden zu vertilgen, und zu diesem Zweck eine allgemeine, eine Sintfluth* über die Erde hereindrehen läßt, die selbst die höchsten Berge bedeckt, und der nur der fromme Noah, seine Frau, seine drei Söhne und deren Weiber als Stammhalter der künftigen Menschheit nebst Exemplaren aller Säugethiere, Vögel und Kriechthiere in einer von Noah erbauten Arche entronnen.

Es braucht kaum darauf hingewiesen zu werden, welche Menge unüberwindlicher Bedenken sich der buchstäblich verstandenen biblischen Erzählung entgegenstellen. Wenn die höchsten Berge überschwemmt gewesen sein sollten, so müßte die Fluth auf der ganzen Erdoberfläche die Höhe von etwa 9000 Meter über dem Meerespiegel erreicht haben, und man fragt sich vergeblich, woher dieses Wasserquantum kommen sollte. Hier muß man schon ein Wunder annehmen, wovon freilich in der Bibel nichts steht. Die Vulkane der Tertiärzeit, also einer Epoche, wo es noch keine Menschen auf der Erde gab, haben lockere Aschenkegel, die von der Fluth hätten weggespült werden müssen; da dies nicht geschehen ist, so muß man hier wieder ein Wunder annehmen. Fische wurden in die Arche nicht aufgenommen, nun können die meisten Fische nur entweder in Salz- oder in Süßwasser existiren, hätten also in der durch die Sintfluth erzeugten Wassermischung zu Grunde gehen müssen. Ueber die erfraumliche Bauart der Arche, die drei Stockwerke, aber nur ein einziges Fenster obenan von der Größe einer Elle hat, braucht kein Wort verloren zu werden. Aber fragen muß man sich, wo in einem Fahrzeug von 300 Ellen Länge, 50 Ellen Breite und 30 Ellen Höhe Platz war nicht nur für die riesige Menagerie von Thieren, sondern auch für Lebensmittel auf ein ganzes Jahr; hier muß man wieder ein Wunder annehmen, etwa ein besonders konzentriertes Nahrungsmittel, wie das denn auch geschehen ist. Genug, jedes weitere Wort würde die Unbenbarkeit einer allgemeinen Fluth mit allen Nebenumständen, wie sie in der Bibel stehen, nur noch augenscheinlicher machen, ohne doch weiter zu führen.

Um zu verstehen, wie der biblische Bericht aufzufassen ist, inwiefern er Glauben verdient, was zu Grunde liegende Thatsache, was spätere Ausschmückung ist, muß man seiner Zusammensetzung und seinem Alter auf die Spur zu kommen suchen. Da ist nun das Wichtigste, daß die Sintfluthsagen der Bibel

* So schreibt Luther noch stets; das Wort bedeutet „allgemeine Fluth“ und hat mit „Sünde“ nichts zu schaffen; darum ist die Schreibart „Sündfluth“ unrichtig.



Der Besuch. Nach dem Gemälde von A. Zewl.
Photographie-Serieg von Victor Augerer in Wien.

nichts Einheitliches ist, sondern aus zwei Ueberlieferungen ziemlich äußerlich zusammengesetzt wurde.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts machte ein französischer Arzt Namens d'Arzac die Entdeckung, daß man in der Genesis zwei Quellschriften unterscheiden könne, die daran kenntlich seien, daß in der einen Gott immer mit Jahve (bei Luther mit „Herr“ übersetzt), in der anderen mit Elohim (bei Luther „Gott“) bezeichnet werde: daher die unangefesteten Wiederholungen und zahlreichen Widersprüche. Diese Entdeckung hat sich nun vollkommen bestätigt und ist bedeutend ausgebaut worden. Man nennt seitdem die eine Quelle, die der Genesis zu Grunde liegt, den Jahvist, die andere den Elohisten. Jener hat gegen 800 v. Chr. geschrieben, Dieser dagegen erst in der Zeit der babylonischen Gefangenenschaft. Beide kommen nun auch in der biblischen Sintfluthzählung zu Worte, so daß man sie fast lückenlos wieder herstellen kann, und wenn sie auch in der Hauptsache überstimmen, so widersprechen sie sich doch in einer Anzahl Einzelheiten. Nach dem Jahvist nimmt Noah von den reinen Thieren je sieben, von den unreinen je ein Paar in die Arche, nach dem Elohisten von allen Thieren ohne Unterschied ein Paar, und was wesentlich ist, bei dem Jahvist dauert die ganze Katastrophe nur achtundsechzig Tage, bei dem Elohisten dagegen ein ganzes Jahr; nach Diesem landet der Kasten im Gebirge Ararat, worunter übrigens nicht etwa der heute so genannte Berg, sondern das Land Armenien zu verstehen ist, während bei dem Jahvist überhaupt kein bestimmter Ort genannt wird. Also um eine dem Wandel der Zeit unterworfenere Ueberlieferung handelt es sich, die kritisch betrachtet sein will und die die aller Wahrscheinlichkeit nach zu Grunde liegende Thatsache sicher sehr umgestaltet und durch nachträglich zugefügte Züge erweitert wiedergibt. Beide Quellen wissen nun freilich von einer Ueberfluthung der ganzen Erde zu erzählen. Wie wenig das aber besagt, entnehme man daraus, daß noch zu der Zeit, als das erste Buch Moses in seiner jetzigen Gestalt aufgezeichnet wurde, der geographische Horizont der Juden sich laut der Völkertafel im zehnten Kapitel der Genesis auf Vorderasien und Nordostafrika beschränkte, während sie von dem Goldlande Ophir in Indien und der phönizischen Kolonie Tartessus in

Spanien nur ganz dunkle Vorstellungen hatten. Zu den Zeiten nun erst, als das der Ueberlieferung zu Grunde liegende Ereigniß sich abspielte, mußte also der geographische Gesichtskreis nothwendig so eng sein, daß man die beiden biblischen Schriftsteller billigerweise mit ihrer „ganzen Erde“ garnicht beim Wort nehmen darf. Man hat nun den Bericht des Elohisten weiter gepreßt, um herauszubekommen, wo die Fluth nun eigentlich stattgefunden, indem man daraus, daß nach dem Elohisten das Wasser in drei Monaten bis auf die Gipfel der Berge, zwanzig Fuß fiel, daß viereinhalb Monate später die Erde wieder völlig trocken war, schloß, daß die „höchsten Berge“ des Elohisten bloß dreißig Fuß hoch waren, daß man es also mit einem Tieflande als Schauplatz der That zu thun habe, und das könne nur Mesopotamien, das Stromland des Euphrat und Tigris sein. Daß die Ueberfluthung in Mesopotamien, dem Lande, wo die Juden ihre Heimath suchten, entstanden, ist nun freilich wahrscheinlich, aber nicht aus den Zeitangaben des Elohisten zu schließen; denn dieses sind später zugefügte Details, die mit der ursprünglichen Lage nichts zu schaffen haben. Ohne anderweitiges Material läßt sich aus dem biblischen Bericht nur das als muthmaßlich thatsächlichen Kern heraus-schälen, daß irgendwam und irgendwo das Volk, bei dem die Tradition entstand, von einer großen Uberschwemmung betroffen wurde, der die Meisten zum Opfer fielen, ein Theil aber auf Fahrzeugen und sonstwie entran.

Da kommen nun die Verfasser der biblischen Sintfluth bereits mit den Fluthagen anderer Völker, um damit, wenn nicht die Allgemeinheit der Sintfluth, so doch wenigstens das zu retten, daß sie die ganze damalige Menschheit betroffen habe, und daß nur Noah und seine Familie als Vorfahren der späteren Menschheit gerettet worden seien. Um als Erinnerungen an ein solches Ereigniß gelten zu können, müßten die betreffenden Sagen natürlich sehr große Ähnlichkeit mit dem biblischen Bericht aufweisen, und zwar das in ihrer ältesten, nicht etwa in einer jüngeren, womöglich gar erst in christlicher Zeit und unter christlichem Einfluß entstandenen Fassung. Daraufhin wären denn die einzelnen Sagen anzusehen, was ja auch sein unabhängiges Interesse hat.

Am bekanntesten ist die griechische Fluthsage, die

sich an die Namen Deukalion und Pyrrha knüpft, wie sie erzählt ist in den „Verwandlungen“ des römischen Dichters Ovid, der zur Zeit des Augustus, also gegen Christi Geburt, schrieb. Darnach beschließt der Göttervater Jupiter aus Zorn über die Berruchtheit des ehernen Geschlechts, die Menschheit durch eine große Fluth zu vertilgen. Der heuchte Südwind wird aus der Höhle des Aeolus losgelassen und entfesselt gewaltige Regengüsse, die Flüsse treten auf Neptuns Befehl über ihre Ufer, und mit seinem Dreiaß erschüttert der Meeressgott die Erde, um dem Wasser freie Bahn zu schaffen. Bald ist die ganze Erde mit Wasser bedeckt, die Menschheit vernichtet. Nur der fromme Deukalion mit seinem Weibe Pyrrha landet auf kleinem Fahrzeug an dem Berge Parnax in der griechischen Landschaft Thessalien, und diese Beiden erzeugen eine neue Menschheit, indem sie Steine hinter sich werfen, die sich in Menschen verwandeln: daher sind wir ein so hartes Geschlecht. Die anderen Lebewesen bringt die Erde aus sich neu hervor. Aehnlich erzählt der griechische Schriftsteller Apollodor hundert Jahre früher die Sage, nur daß bei ihm die Fluth, die in der Phantastie des römischen Dichters eine allgemeine geworden ist, sich auf einen Theil von Griechenland beschränkt. Damit vergleiche man nun, was der Dichter Pindar zur Zeit der Perserkriege (Anfang des 5. Jahrhunderts v. Chr.) über die Deukalion'sche Fluth zu sagen weiß: Deukalion und Pyrrha, sagt er, stiegen vom Parnax nieder, um die erste Stadt zu gründen und unvermählt ein Steingeslecht zu erzeugen. Das schwarze Erdreich der Ebene lag vom Schwallen des Wassers überschwemmt, bis durch die Kunst des Zeus die Fluth schwand. Hier ist die Sage noch ganz unangebildet: man sieht nicht einmal, ob die Wasser von einer Uberschwemmung oder vom ursprünglichen Chaos herrühren. So erwähnt denn auch der Vater der Geschichte, Herodot, den Deukalion als Stammvater der Griechen, ohne ein Wort über eine Fluth zu sagen, während bei den Vätern der griechischen Mythen, Homer und Hesiod, des Deukalion überhaupt nicht gedacht wird. Mit dieser Fluthsage, die günstigsten Falls eine Erinnerung an eine Uberschwemmung von Thessalien ist, läßt sich also für die Noah'sche Fluth beim besten Willen nichts beweisen. (Schluß folgt.)

— Eine Herbst-Fahrt in den „Rosengarten“ —

Von Rudolf Lavant.

Hat der geneigte Leser eine Ahnung davon, was ein „Hüttenwart“ ist? Wir kommen um die Beantwortung dieser Frage nicht herum, denn hätte der Schreiber dieser Zeilen nicht im letzten Herbst einen mit dieser Eigenschaft behafteten Herrn in Bozen kennen gelernt, so ist es mehr als fraglich, ob er die Tour, die er zu beschreiben hat, gemacht haben würde. Dergleichen wird von Niemandem zum Vergnügen, sondern höchstens aus Pflichtgefühl geplant und findet dann allerdings auch unternehmende Mitläufer, wenigstens zuweilen.

Der große deutsche und österreichische Alpenverein, der wohl in jeder größeren Stadt Deutschlands und Oesterreichs eine Sektion besitzt, hat eine seiner Hauptaufgaben darin erblickt, in den unwirthlichen Regionen des Hochgebirges bis zu 3000 Meter Meereshöhe hinauf Schutzhäuser zu errichten, welche die Besteigung der Hochgipfel wesentlich erleichtern, das böse Bivouakfluren überflüssig machen, dem Wanderer im Hochgebirge bei eintretendem Unwetter einen behaglichen Unterschlupf gewähren und ihn vor jeder Ausbeutung seiner Nothlage durch habgierige Wirthe schützen. So billig wie die Vereine könnte es aber auch der humanste und bescheidenste Wirth nicht machen, ohne in kurzer Zeit bankrott zu werden. Der — sehr mäßige — Preis für Grund und Boden, der — meist sehr hohe — Betrag der Baukosten — die gesammte Ausstattung mit Mobilien, Kücheneinrichtung usw. — die Kosten für Anlegung und Erhaltung bequemerer Zugangswege zur Hütte — die mitunter sehr erheblichen Reparaturen —

Alles bleibt vollständig außer Anzag, d. h. der Gesamtbetrag wird à fonds perdu hingegeben und die Sektionen sind meist schon zufrieden, wenn die Hütten keine fortlaufenden Zuschüsse erfordern und der Regieaufwand durch die erhobenen Schlafgelder gedeckt wird. Diese Schlafgelder aber sind sehr niedrig; ein gutes Matragenlager im allgemeinen Schlafraum kostet für Mitglieder alpiner Vereine 30 Kreuzer, für andere Menschenkinder 60 Kreuzer, ein Betrag, der auch drinnen in den Thälern trotz der bekannnten tiroler Billigkeit nicht reichen würde, obgleich man dort meist weder so sauber, noch so bequem untergebracht ist. Wollte ein Wirth in diesen Höhen ein Unterkunftsbaus bauen, so müßte er, weil er doch zunächst sein Kapital zu verzinsen hätte, ganz andere Preise verlangen und er müßte das umso mehr thun, als die Saison nur drei Monate dauert. Vor Mitte Juni schmilzt der Schnee nicht weg und im September hat man bereits wieder mit Schneestürmen zu rechnen; so oft es im Thale regnet, schneit es in den Höhen und weicher, hoher Neuschnee hält die Besucher in den Thälern zurück und setzt den Wirth auf's Trockene. Hätte der Alpenverein nicht eingegriffen, so würden in diesen Höhen entweder keine Schutzhäuser existiren oder es würde sehr theuer in ihnen sein und man müßte schon „sehr warm angezogen“ sein, um überhaupt Hochtouren in den Alpen unternehmen zu können.

Die meisten Hütten sind neuerdings im Sommer bewirthschaftet, d. h. die Sektion überläßt einem soliden Thalwirth die Bewirthschaftung ohne jede

Entschädigung seinerseits, schreibt ihm aber dafür die Preise für Speisen und Getränke vor und hängt in der Hütte den betreffenden Tarif aus, so daß der Tourist gegen jede Uebervorteilung geschützt ist. Während der übrigen Zeit des Jahres sind die Hütten aber ebenfalls zugänglich, d. h. der Schlüssel ist durch die Führer oder den nächsten Wirth erhältlich und man findet in der Hütte Wein, Konserven, Suppentafeln, trockene Gemüße usw. Man macht dann eben seinen eigenen Koch und wirft den Betrag für's Uebernachten und für das Entnommene mit einer kurzen Bleistiftnotiz in eine an der Wand angebrachte eiserne Kasse, zu der nur der Hüttenwart den Schlüssel hat. Befindet man sich in Begleitung eines Führers, so besorgt dieser das Kochen und hat früh das Aufwaschen, das Ordnen der Lagerstätten, das Ausfegen usw. zu besorgen, wofür er umsonst übernachtet. Hierbei muß sich natürlich die Sektion, namentlich in den überhaupt nicht bewirthschafteten Hütten, ganz und gar auf die Ehrlichkeit der Besucher verlassen, denn es ist ja keinerlei Kontrolle möglich, es haben sich aber auch noch nie Uebelsünde herausgestellt, eher wird bei Mangel an passendem Kleingeld etwas mehr als zu wenig bezahlt. Der Tourist, der in diese unwirthlichen Gegenden heraufgestiegen ist, lernt inmitten der übergewaltigen Natur den Werth dieser gastlichen Schutzhäuser von Herzen schätzen und er müßte wohl ein Lump in Folio sein, um zum Dank für die genossene Gastfreundschaft der betreffenden Sektion auch nur wissentlich einen Schaden zuzufügen.

Die Einrichtungen sind nicht überall genau die gleichen; da und dort wird ein kleines Eintrittsgeld erhoben, man hat wohl auch für verbrauchtes Brennholz, dessen Herantransport umständlich und kostspielig ist, etwas zu entrichten, aber im Großen und Ganzen kehren die humanen Bestimmungen überall wieder und machen Tirol, in weit höherem Grade als die Schweiz, wo die Fremdenindustrie in einer schon nicht mehr schönen Blüthe steht, zum Ideal des fuhwandernden Touristen, sehr zum Nutzen des Kleinen, in so vieler Beziehung weit zurückgebliebenen Landes.

In größeren Sektionen, welche mehrere Hütten besitzen, ruhen die Angelegenheiten der Hütten, die sich schwer im Plenum verhandeln lassen, in den Händen eines besonderen Hüttenausschusses, der für jede Hütte einen Hüttenwart und einen oder mehrere Stellvertreter bestellt, welche dafür zu sorgen haben, daß die Hütte alle Zeit mit allem Erforderlichen (selbst mit Vektüre, Musikinstrumenten, Spielen usw.) versehen für etwa Eingeregnete oder Eingeschneite) versehen ist, daß die Wirtschaft ihre Schuldigkeit thut, und die Hütte regelmäßig mit frischem Brot, frischem Fleisch usw. verproviantirt wird.

In der ersten Hälfte des Oktober vorigen Jahres hielt ich mich in Bozen auf, in der Absicht, von dort aus verschiedene Dolomit-Touren zu unternehmen. Das ist etwas spät im Jahre und die Tage sind schon recht kurz, aber Frühling und Herbst sind im Uebrigen die beste Zeit für Südtirol und ich habe schon wochenlange Wanderungen um diese Zeit unternommen können, ohne auch nur ein Wölkchen unternehmen können, ohne auch nur ein Wölkchen am tiefblauen Himmel zu gewahren. Diesmal freilich sah es bedenklich aus. Die Thäler hingen voller Wolken, es regnete unaußhörlich, und man bedurfte keiner besonderen alpinen Erfahrung, um sich zu sagen, daß es oben auf den Bergen ausgiebig schneien werde, und neuer, weicher Schnee ist ein tüchtiger Kunde, dem schon manches blühende Menschenleben zum Opfer fiel. Durch einen alten, guten Freund, den tapfern Johann Santner von Bozen, das A und O aller Steiger, die etwas im Gebiet des Rosengartens zu unternehmen gedenken (er hat diese wilde, bizarre Welt eigentlich erst erschlossen und so manche der drohendsten Faden und Thürme dieser Mischelkalk-Wüste überhaupt zuerst bestiegen), war ich in eine Gesellschaft von Herbstfrischlern gerathen, die aus einer Weinkneipe in die andere zog, um so ihr Asthma, ihren Bronchialkatarrh, ihre Nervosität oder ihr Herzleiden zu beseitigen, und ich athmete erleichtert auf, als in dieser Gruppe von Fabrikanten, Bankiers, Verwaltungs- und Kommerzienräthen plötzlich der Hüttenwart der neuen Bajorletthütte der Sektion Leipzig auftauchte, der eher zu mir paßte und dem es um jede Stunde leid war, die er in Bozen verhumeln mußte. Er wollte mit Santner und dessen vermählte Tochter (auch einer Kletterin ersten Ranges) die Grasleiten- und Bajorletthütte inspizieren, die stassen die Hüttenbücher abholen, und war sehr ärgerlich darüber, daß das heillose Wetter der Erfüllung dieser amtlichen Verpflichtungen vorläufig einen Niegel vorwarf. Die Grasleitenhütte gehört ebenfalls der Sektion Leipzig und war im vergangenen Jahr durch einen umfassenden Erweiterungsbaun bedeutend vergrößert worden, während man gleichzeitig unterhalb der Thürme von Bajorlett, einem Schmuckstück der Rosengartengruppe, die neue Bajorletthütte erbaut hatte. Mein neuer Bekannter war also Hüttenwart für die neue Hütte, aber zugleich Stellvertreter für die ältere, und sollte nun beide, die nur zwei Stunden von einander entfernt sind, vor dem Einwintern noch einmal besuchen. Er war also mein Mann und geneigt mir bereitwilligst, mich ihm anschließen zu dürfen, sobald der Regen aufhöre und die Tour möglich werde.

Zum Glück ging schon am Abend des kommenden Tages der Wind nach Norden herum, Santner erklärte, daß der nächste Morgen gutes Wetter bringen werde, und er behielt Recht. Blauer Himmel und Sonnenschein lachten am Morgen durch die Scheiben, und zwischen den Oleandern des Hotel Kreutner auf dem Johannisplatz wurde beim Frühstück besprochen, am nächsten Tag nach Blumau zu fahren, hinauf nach Tiers zu steigen, dort zu übernachten

und am nächsten Morgen nach den Hütten aufzubrechen, die durch den Grasleitenpaß miteinander in Verbindung stehen.

Unsere bisherigen Kneipgenossen schüttelten die Köpfe, auf denen man den Mondschein in allen seinen Vierteln studiren konnte, und erklärten, daß sie um keinen Preis mitthun würden; es hätte sie aber auch Niemand dazu aufgefordert, denn was sollten wir mit solchen abgetakelten Lebemännern und ihren Entbehrungsbüchsen da oben im wilden Hochgebirge? Bis Tiers hätten wir sie vielleicht gebracht, nach Grasleiten schwerlich und nach Bajorlett gewiß nicht — wir hätten sie denn tragen müssen, und für ein solches Vergnügen dankten wir natürlich. Zudem fehlte ihnen jede alpine Ausrüstung, und auch mit derselben hätten wir sie nicht brauchen können; schließlich hätte Einen von ihnen der Schlag geführt, und wenn wir auch an der Verantwortung dafür leicht getragen hätten — wer setzt sich denn einer solchen Gefahr aus?

Unsere kleine Expedition, zu der sich fast in der letzten Minute noch ein anderer Leipziger Herr gesellte, bestand aus sehr vertrauenswürdigen Elementen. Von Santner und seiner Tochter zu schweigen, die so ziemlich Alles durchgemacht haben, was man überhaupt in den Bergen erleben kann, und die mit allen Gefahren der Hochalpen und speziell der Dolomiten vertraut sind, waren wir alle abgehärtete, zähe und elastische Bursche, wenn auch längst nicht mehr zu den Jungen zählend, und wie sich später ergab, hatte Jeder wenigstens schon einmal in den Bergen in unmittelbarer Lebens- oder Todesgefahr geschwebt, war also verwendbar und zuverlässig. Selbst im Rosengarten war ich schon mehrmals gewesen, sogar im November, wo die Touren allerdings aufhören, ein Spaß zu sein.

Dicht hinter Blumau öffnet sich das Tierser Thal und die Tierser Ache stürzt sich schäumend und tosend in den Eisak, der der Eisack zufließt. Das enge, wilde Thal zieht sich stetig steil in die Höhe, aber es wandert sich gut auf dem neuen Sträßchen, das auf dem linken Ufer der Ache angelegt ist, während das alte, kaum mehr als ein Karrensteg, sich am rechten Ufer gehalten hatte. Wer den Weg an einem heißen Sommertage machen muß und oben drein bepackt ist, der hat gehörig zu schwitzen; an einem kühlen Oktoberabend macht sich das weit besser. Für Neulinge mögen die da und dort am Wege angebrachten „Marterln“, auf denen ein naiver Dorfknäuel dargelegt hat, wie Jemand abstürzt, in die angeschwollene Ache geräth, vom Blitz erschlagen oder von seinen eigenen schon gewordenen Pferden zu Tode geschleift oder von einem stürzenden Baum erschlagen wird, etwas Unheimliches haben; der tiefe Ernst des rauhen Thales, zu dem der muntere, leichtsinnige Weinstock des sonnigen Eisackthales schwer stimmen würde, wird aber durch ein solches gemaltes momento mori energisch hervorgehoben und ich möchte sie ungern missen. Ohne in dem Gasthaus, wo alles Fuhrwerk Wegzoll zu entrichten hat, „zuzukehren“, setzten wir unseren Weg fort, und als die Nacht sich auf die Häuschen und Hütten von Tiers herabsenkte, kletterten unsere Eispickel auf den paar Stufen, die zur „Rose“ emporführen, und die gute, dicke Frau Schager kam den verspäteten Gästen schnunzelnd entgegen und ließ sich erzählen, daß wir am nächsten Tage zur Grasleitenhütte und dann über die Bajorletthütte nach Perra im Fassathal wollten beziehungsweise müßten.

„Ja mein!“ hieß es, „werden's denn aber durch den Schnee kommen? Heut früh sein zwei junge Leute aus München, Studente oder so was, hinauf, trotz alles Abwens, und haben mit einmal 'n Schlüssel zur Hütten verlangt, weil sie bis Abend in Fassa sein wollten. Proviant haben's gnu mit 'nomma, aber wenn das nur gut ausgeht! I hab' immer g'meint, daß sie umkehren und auf d' Nacht wieder hier sein würden, aber's hat sich noch nir spüren lassen und jetzt ist's schon zu spät und sie fänden nimmer wieder heraus.“

Nun, wir beruhigten die brave Frau; die jungen Leute würden schon durchgekommen sein und sähen nun wohl bereits beim Nizzi in Perra und ließen sich die Forellen munden. So wohl wurde es uns

nicht einmal; wir konnten ganz zufrieden sein, daß am selben Tage ein „Schöpsle“ geschlachtet worden war, so daß es wenigstens Fleisch gab.

Die „Rose“ ist, obgleich seit dem Bestehen der Grasleitenhütte Schritt für Schritt vergrößert und — wenn auch zaghaft — den Ansprüchen der Neuzeit angepaßt, immer noch eins von den echten, guten, alten tiroler Gasthäusern, in denen die Rechnung früh auf der Schiefertafel gemacht wird, und die noch recht lange so bleiben mögen. Hotels mit befrachten Kellnern, denen die Simpelkransen in die Stirn hängen, sind beinahe eine Beleidigung der wilden, ernsten, großartigen Natur, die sie umgibt, und es soll ein derbes, handfestes Dirndl sein, das mir meine genagelten Bergschuhe tüchtig einsetzt, damit ich nothfalls auch einmal durch einen Bergbach waten kann, ohne nasse Strümpfe zu bekommen — nicht ein verdrossener oder tagbuckelnder Hausknecht.

Sprungfederbetten sind natürlich ein unbekannter Luxus, auch fühlt sich die Bettwäsche naßkalt an, aber in solchen Höhen ist das nicht anders, da doch gelüftet werden muß, und es wird, wenigstens bis zum Eintritt des Winters, tüchtig gelüftet; die Leute sind weder luftschien noch empfindlich und bei 10° R ist es ihnen schon ganz behaglich.

Nun, am Abend unserer Ankunft war tüchtig geheizt worden, und die Atmosphäre in dem niedrigen Zimmer ließ Manches zu wünschen übrig. Die Tiroler rauchen in Folge des Tabakmonopols ein polizeiwidriges Kraut, und es ist mir immer äußerst bezweifelnd erschienen, daß sie ihre Pfeifen Stinktiegel nennen. Natürlich waren auch verschiedene Führer da, darunter der Löwenhansl, ursprünglich ein Fleischer seines Zeichens, ein bärenstarker Mensch, der aber die Führerei auch aufzusteden gedenkt, da selbst seine Riesennatur den Strapazen auf die Dauer nicht gewachsen ist. Er hat sich inzwischen zum Mauremeister entwickelt, die Grasleitenhütte umgebaut, den Neubau der Bajorletthütte besorgt und den Bau einer Kölner Hütte am Tschagerjoch übernommen, wozu übrigens auch ein kernfester Mensch gehört, denn der Bauplatz der Bajorletthütte mußte zu Pfingsten aus dem Schnee geschaufelt werden, und das Uebernachten erfolgte in einer Art Höhle unter einem überhängenden Felsen, da nicht erst Baracken gebaut werden konnten und man nicht allabendlich hinunter nach Perra laufen mochte und früh wieder herauf.

Da sich der Hüttenwart in unserer Gesellschaft befand, der seine im August eingeweihte Hütte noch garnicht kannte, obgleich er sie von Leipzig aus mit allem Nöthigen hatte versorgen lassen, so erschien es selbstverständlich, daß Hansl uns am nächsten Morgen begleitete. Der Ausbruch sollte ganz früh erfolgen und es war in der That noch ganz grau, als wir unser Frühstück einnahmen, das aus Kaffee, Thee oder Milch bestand; daheim kann man sich mit Milch jagen, in den Bergen ist sie mir ein Bedürfnis, gerade so wie fettes Fleisch, Speck usw.

Als unsere kleine Expedition sich in Bewegung setzte, waren die Aussichten auf einen schönen Tag sehr gering. Es hatte in der Nacht gefroren, war aber wolkig und trübe und man mußte mit der Möglichkeit eines Schneesturms rechnen; wir hatten allen Grund uns zu beeilen, d. h. keine überflüssigen Pausen einzuschleichen, denn das zulässige Marschtempo ist ein für alle Mal gegeben — man kann nicht von demselben abweichen, ohne sich im Anfang zu übernehmen und nachher umzuklappen, so daß man für eine starke Erschöpfung nur einen Zeitverlust eintauscht, also doppelten Verlust erleidet.

Hinter Tiers, unweit der kleinen Cyprianskapelle, gabelt sich das Thal, um als „Purgametsch“ rechts nach dem Karrersee und als „Tschamin“ geradeaus zu ziehen. Man kommt an dem Weisflahnd vorüber, früher einem ganz primitiven „Bauerbadl“, wie sie in Tirol so häufig sind, jetzt einer modernen Sommerfrische, die auch hohen Ansprüchen genügen kann, und dann umfängt uns das Schweigen der Wald- und Bergeinsamkeit, nur unterbrochen von dem Rauschen der Ache, deren Bett mit riesigen Felskrümmern und entwirzelten Bäumen angefüllt ist. Bis zur Grasleitenhütte erinnert nichts mehr an das Treiben der Menschen, als da und dort ein kleiner Heustadl oder eine offene Ochsenhütte. Der Weg

steigt scharf bergan; die Stirn bedeckt sich sehr bald trotz der Morgenkühle mit perlenden Schweißtropfen, und das Herz beginnt heftig zu arbeiten. Zur Rechten hat man prächtigen Wald, zur Linken, jenseits der Ache, die prallen Steilwände des gewaltigen Schlernmassivs, und die gigantische Wildheit dieser Felszenerie fängt an, uns die Worte vom Munde zu nehmen und uns mit dem Gefühl der Ohnmacht und der Nichtigkeit zu erfüllen, auch wenn wir den Weg schon öfter gemacht haben. Auf der moosigen Bodenbedeckung zeigen sich bereits Schneeflecken; des Schnees ward rasch mehr, und als wir in der Ochsenhütte am rechten „Leger“, wo die Kühe im Sommer ihre Mittagserast und ihre Nachtruhe halten, ein frugales Frühstück hielten, befanden wir uns bereits inmitten einer vollständigen Winterlandschaft.

Unweit des Bärenlochs, einer Stätte grauenhafter Verwüstung, denn hier bricht die Ache aus den Flanken des Schlernmassivs hervor und hat gewaltige Fels-trümmer in chaotischem Durcheinander herabgewälzt, trafen wir zwei junge Leute, die sich als die Münchner Touristen entpuppten. Sie wollten uns zunächst den guten Rath geben, umzukehren, denn hinter der Grasleitenhütte könne man nicht weiter; sie hätten es versucht, seien aber gleich bei den ersten Schritten bis zum Hals im Schnee versunken und zögen es vor, nach Tiers und Blumau zurückzukehren. Nun wurde der Leipziger Hüttenwart neugierig und wollte wissen, wo und wie sie die Nacht zugebracht hätten, und als er ihnen auf den Kopf zusagte, dann müßten sie ja die Hütte mit Gewalt erbrochen haben, beichteten sie ziemlich be- und wehmüthig, daß ihnen allerdings nichts weiter übrig geblieben sei, daß sie aber bereits einen Brief an den Hüttenwart in der Tasche hätten, durch den sie sich zum Ersatz des angerichteten Schadens verpflichteten. Dem Stellvertreter des Herrn in Leipzig ihre Nothlage aus-

einandersetzen zu können, war ihnen sichtlich lieb, und sie erschöpften sich in Entschuldigungen. Sie kannten wohl die Voralpen bei München, hatten aber von der Großartigkeit und Wildheit der Dolomitenlandschaft keinen Begriff gehabt, als sie die Tour antraten, die im Herbst ein ganz anderes Gesicht annimmt als im Sommer, auf den natürlich alle Angaben der Reisehandbücher zugeschnitten sind. Vom Bärenloch an waren sie in tiefen Schnee gerathen und nur langsam vorwärts gekommen, so daß es bereits dunkelte, als sie die Hütte erreichten, in der unbestimmten Hoffnung, dort eine andere Partie anzutreffen. Natürlich hatte die Hütte todteinsam in der verschneiten Steinwüste gelegen, und da sie nicht weiter konnten und es zur Umkehr zu spät war, hatten sie sich in ihrer Angst daran gemacht, die Hütte zu erbrechen, um unter Dach und Fach zu kommen. Hätten sie im Freien bivouacirt, so liefen sie Gefahr, Elend zu erfrühen; man konnte ihnen also keinen Vorwurf machen, höchstens den, daß sie sich erst gründlich hätten orientiren sollen, ehe sie die innere Thür aufbrachen. Die äußere Thür ist nämlich nie verschlossen und führt in einen Vorraum mit einem Herd, der auch mit Holz versehen ist und von dem eine Leiter nach dem Heuboden führt; diese Einrichtung ist zu dem Zweck getroffen, Hirten, Jäger u. s. w., die in der Nähe der Hütte von Nebel oder von einem Unwetter überfallen werden, eine Zuflucht zu bieten. Da sie Proviant bei sich führten, wären sie also in dem offenen Vorraum ganz gut geborgen gewesen und hätten nicht nöthig gehabt, mit ihren Pickeln die ganze Thür derart zu zerarbeiten, daß ein Zimmermann einen vollen Tag zu thun hatte, sie wieder in Stand zu setzen. Nun, das Unglück war eben geschehen, und da die Leute für jeden Schaden aufstamen, konnte man sie ja ziehen lassen.

Dazu nämlich, wieder umzukehren und mit uns

und unter wegfundiger Führung die Tour doch noch durchzuführen, waren sie trotz unseres Zuredens nicht zu bewegen. Vergebens wiesen wir auf die junge Frau hin, die mit uns sei und von der sie sich doch nicht würden beschämen lassen; sie meinten, die Dame sehe ihnen gerade so aus, als ob sie dergleichen schon manchmal durchgeführt habe, sie aber seien Neulinge und müßten den ersten Eindruck, den sie vom wirklichen Hochgebirge bekommen hätten, erst verdauen und verwinden. Kurz, ihr gesunkener Muth und ihr geduckter Unternehmungsgestalt waren nicht wieder aufzurichten und der Versucher hatte keine Macht über sie. Wir ließen sie also ziehen und sie eilten so hastig davon, daß es fast ausah, als seien sie froh, einer zweiten Gefahr mit heiler Haut entronnen zu sein. Der Fall ist übrigens typisch; die meisten Unfälle im Hochgebirge, über welche die Zeitungen so viel Lärm schlagen, ohne zu bedenken, daß beim Reiten, Fahren, Baden, Schwimmen, Schlittschuhlaufen, Radfahren u. s. w. absolut nicht bloß, sondern auch prozentualiter weit mehr Menschen ihr Leben einbüßen, als auf Bergtouren, sind auf Unvorsichtigkeit, Eigensinn, Mangel an Erfahrung, führerloses Gehen u. s. w. zurückzuführen und wären meist vermeidbar gewesen. Was für uns nur ein komisches Qui pro quo war, über das wir im Laufe des Tages noch oft gelacht haben, konnte sich sehr leicht zu einer Tragödie auswachsen, wenn die jungen Leute hartnäckiger waren und auf einem der Pässe, die nach Campitello und Perra führen, von der Nacht oder von einem der Schneestürme überrascht wurden, die im Herbst so häufig sind, von der Lawinengefahr ganz abgesehen, die bei Neuschnee immer in der Luft hängt und der auch ein mir gut bekannter Tierer Führer an der sonst nicht gerade schwierigen Marmolada zum Opfer gefallen ist.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Die Fischerhütten.*

Woll wie aus Eisen stehn die Fischerhütten in der dunkeln Nacht.

Gleich großen, mächtigen Kitzeln breiten sie die Strohgedecken, übermoosten Dächer schühend über den stillen Herd . . .

fräulich, treu und frohig . . .

und machtlos prallt der Sturm an ihnen ab . . .

und froh und freundlich lügen ihre Giebelenster in die Straßen . . . „Seid unbesorgt! wir halten gute Wacht!“ . . .

nur auf den Fremden, der des Weges kommt, sehn sie voll Mißtraum und voll Argwohn . . . feindselig-drohend saß, als käme Etwas mit ihm, das die Eintracht des stillen Herdes stören könnte, den sie schirmen . . .

und sich zu einem Sturm aufheben, dem auch sie nicht mehr gewachsen.

Cäsar Fleischlen.

Der Besuch. Auf der Probe war ihr der Einfall gekommen, und sobald sie frei war, hatte sie sich auf den Weg gemacht. Es war ein schöner, heller Frühsonnertag, voll Sonnenschein und angenehmer Wärme. Bald war das junge Mädchen dem Trübel der inneren Stadt entronnen, die ruhigen Vorstadtgassen des „Lichtenthal“ lagen vor ihm. Schier wie ein loser Bub schlenderte sie an den niedrigen Häusern hin, von denen man die seltsam überfangenen Schote sehen konnte, mancher Schritt gleich einem kleinen Hüpfen. Sie war wieder daheim! Daheim in dem Stadtheil, in dem „Grund“, in dem sie aufgewachsen, wo sie als Wäscherin gearbeitet hatte und dem sie entlaufen war, um ihr Glück zu machen.

Mit ein paar Sprüngen stand sie an der Thür der ihr so bekannten Hinterhauswohnung. „Jesse, die Mally!“ hatten wie aus einem Munde die drei Mädchen geschrien, die gerade mit ihrem Mittagessen fertig geworden. „So ein Besuch! Jesse, nein!“ Und die Eine hatte schnell ein großes Laten vor das Fenster gehalten, damit die Sonne nicht blende, die Andere einen Stuhl herbeigehtolt,

* Aus „Von Alltag und Sonne“. F. Fontane & Co., Berlin.

fein säuberlich abgewischt und an die Plättbretter gestellt. Mally muß Platz nehmen und erzählen. Und sie setzt sich, zündet sich eine Zigarrette an — „Hi, wie fecht!“ — schlägt ein Bein über das andere und erzählt: Wie sie damals ausgerückt, weil sie „unbedingt“ zum Theater „genußt“, wie sie anfangs fast garnichts bekommen habe und hin- und hergestoßen worden. Jetzt aber fröge sie schon dreißig Gulden im Monat, und zum Herbst werde sie „mindestens“ um zwanzig Gulden aufgebessert. Dann würde sie auch Rollen bekommen, wirkliche Rollen.

Die Mädchen sind wieder an ihre Arbeit gegangen, aber es will nicht so recht gehen. So ein lieber Besuch kommt nicht alle Tage. Eine Jede ist stolz, mit der Mally früher zusammen gearbeitet zu haben, und Eine um die Andere hat noch eine Frage und noch eine Frage. Die Nelly hat das eine Knie auf einen Schemel gestemmt, die Arme auf das Plättbrett gelegt, sie ist über das Gehörte „ganz weg“, auch ihre Nachbarin läßt sich kein Wort entgehen. Nur das ältere Mädchen, das in einem Korbe frisch eingeprengte Wäsche bringt, kann einen leisen Zweifel nicht zurückhalten. „Was, Mädel? Ein bißl aufschneiden wirst halt doch auch?“ sagen ihre fragenden Augen . . .

Es mag dem Einen oder Anderen vorkommen, als wären dem Künstler seine Gestalten etwas „föh“ ausgefallen. Karl Zewy hat nur nach der Natur gemalt. Es ist der Typus der Mädchen aus dem Volke in den alten Wiener Vorstädten, den er uns zur Anschauung bringt, die süßen „harben Gofcherln“ aus Lichtenthal, vom Thury, aus Ottakring. Wohl Dem, der jung ist! —

Die Sinnesschärfe Blinden. Es ist eine ganz allgemeine Annahme, daß Blindgeborene und früh Erblindete einen gewissen Ersatz für das mangelnde Sehevermögen dadurch finden, daß ihre anderen Sinne, Geruch, Gefühl, Gehör, sich um so schärfer ausbilden. Auch verschiedene wissenschaftliche Untersuchungen scheinen diese Meinung zu bestätigen, obwohl auch vereinzelte gegentheilige Versuchsergebnisse bekannt geworden sind. Professor Griesbach in Basel hat in jüngster Zeit diese Frage eingehend untersucht und kommt auf Grund seiner vielen Beobachtungen, die an den männlichen Zöglingen und vier Mädchen der Blinden-Unterrichtsanstalt zu Alsch im Ober-Elß angefertigt wurden, zu erheblich abweichenden Resultaten.

Was zunächst den Tastsinn betrifft, so fand Griesbach den Unterschied im Unterscheidungsvermögen für taktile Eindrücke unerheblich; kleine Unterschiede waren zwar vorhanden, aber zu Gunsten der Sehenden. Auch die Tastschärfe erwies sich bei den Blinden geringer, als bei

den Sehenden, insbesondere fühlten die Blinden an den Zeigefingerpitzen weniger gut, als Sehende, wie denn überhaupt an der ganzen Hand ein stärkerer Eindruck nöthig war, als bei Sehenden, um eine deutliche Tasterempfindung zu erzeugen.

Auch die Richtung, aus welcher ein Schall kam, konnten die Blinden nicht sicherer angeben, als die Sehenden; eher war noch ein Unterschied zu Gunsten der Letzteren zu bemerken. Ebenso wenig zeigte sich für die Entfernung, in welcher ein Ton noch wahrgenommen werden konnte, ein Unterschied.

Für die Schärfe des Geruchs galt dasselbe. Ein Unterschied zeigte sich dagegen in der Ermüdung durch Handarbeit; hier ermüden die Blinden in viel höherem Grade, als gleichalterige Sehende. Ueberhaupt ermüden Blinde durch Handarbeit viel stärker, als durch geistige Arbeit, was bei Sehenden nicht der Fall ist. Bei geistiger Arbeit dagegen stehen die Blinden hinsichtlich der Ermüdung den Sehenden nicht nach oder doch nur in sehr geringem Grade. —

Russische Sprichwörter.

Es stört der Armuth bitter Harm
Gar manches Dergleichen auf Erden;
Die Liebe bleibt nicht lange warm,
Beginnt der Herd erst kalt zu werden.

Der Eber sieht dem Hungertode
Sich schon geweiht und ist bestürzt,
Wenn seine Maht das kleine Viehhorn
Um eine Eichel kürzt.

Eher als zu helfen ist
Das Geschick bereit zu quälen;
Habe Du nur rechten Durst,
Und es wird an Salz nicht fehlen. —

Maximilian Bern.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Benthstraße 2, zu richten.